

Unverkäufliche Leseprobe aus:

S.J. Watson

Tu es. – Tu es nicht.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1



Ich gehe die Treppe hinauf, bleibe aber unsicher vor der geschlossenen Tür stehen. Jetzt, wo ich da bin, will ich nicht mehr hinein. Am liebsten würde ich mich auf dem Absatz umdrehen und nach Hause gehen. Es später noch mal versuchen.

Aber heute ist meine letzte Chance. Die Ausstellung läuft seit Wochen und geht morgen zu Ende. Also jetzt oder nie.

Ich schließe die Augen und atme so tief ein, wie ich kann. Ich konzentriere mich darauf, die Lunge zu füllen, ich straffe die Schultern, ich spüre, wie die Anspannung in meinem Körper beim Ausatmen verfliegt. Ich sage mir, dass ich nichts zu befürchten habe, ich komme regelmäßig her – treffe mich mit Freunden zum Lunch, sehe mir die aktuellen Ausstellungen an, besuche Vorträge. Diesmal ist es nicht anders. Nichts hier kann mir schaden. Es ist keine Falle.

Schließlich fühle ich mich stark genug. Ich drücke die Tür auf und trete ein.

Alles sieht aus wie immer – mattweiße Wände, schimmernder Holzboden, Deckenstrahler an Schienen –, und obwohl es noch früh ist, schlendern schon einige Leute umher. Ich schaue eine Weile zu, wie sie vor Bildern stehen bleiben; manche treten ein paar Schritte zurück, um sie besser betrachten zu können, andere nicken bei einer gemurmelten Bemerkung einer Begleitung oder lesen die Broschüre, die sie von unten mitgenommen haben. Es herrscht eine Atmosphäre gedämpfter Andacht, stiller Kontem-

plation. Diese Leute schauen sich die Fotos an. Sie mögen sie oder auch nicht, dann gehen sie nach Hause, zurück in ihr Leben, und werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach wieder vergessen.

Zuerst riskiere ich nur einen kurzen Blick auf die Wände. Rund ein Dutzend großformatige Fotos sind in Abständen aufgehängt, dazwischen ein paar kleinere. Ich sage mir, dass auch ich ein bisschen herumschlendern und so tun könnte, als würden mich alle interessieren, aber heute geht es mir nur um ein einziges Foto.

Es dauert einen Moment, bis ich es finde. Es hängt an der hinteren Wand, nicht ganz in der Mitte, neben zwei anderen Aufnahmen – einem Ganzkörperporträt von einem jungen Mädchen in einem zerrissenen Kleid und einer Nahaufnahme von einer Frau mit kajalumrandeten Augen, die eine Zigarette raucht. Sogar aus dieser Entfernung sieht es beindruckend aus. Es ist ein Farbfoto, bei natürlichem Licht aufgenommen, die Palette besteht überwiegend aus Blau- und Grautönen, und auf dieses Format vergrößert, wirkt es eindringlich. Die Ausstellung heißt »Nach der Party«, und obwohl ich das Foto erst richtig betrachte, als ich nur noch wenige Schritte entfernt bin, verstehe ich, warum es an einer so zentralen Stelle hängt.

Ich habe es seit über zehn Jahren nicht mehr angeschaut. Nicht richtig. Ich habe es *gesehen*, das ja – es machte zwar damals nicht unbedingt Furore, war jedoch in ein paar Zeitschriften und sogar in einem Buch abgedruckt worden –, aber ich habe es all die Jahre nicht betrachtet. Nicht von nahem.

Ich nähere mich ihm von der Seite und lese zuerst das Infoschildchen. »Julia Plummer«, steht da. »*Marcus im Spiegel*, 1997, Cibachrome-Abzug.« Das ist alles, keine biographischen Angaben, was mich erleichtert. Dann traue ich mich, den Blick auf das Bild zu richten.

Es zeigt einen Mann um die zwanzig. Er ist nackt, von der

Hüfte aufwärts fotografiert, wie er sich im Spiegel betrachtet. Das Spiegelbild vor ihm ist im Fokus, er selbst jedoch nicht, und sein Gesicht ist schmal. Seine Augen sind zusammengekniffen, und sein Mund steht leicht offen, als ob er seufzt oder gerade etwas sagt. Das Foto hat eine gewisse Melancholie an sich, und es lässt nicht erahnen, dass der Mann – Marcus – bis zum Moment der Aufnahme gelacht hat. Er hat den Nachmittag im Bett mit seiner Freundin verbracht, die er genauso liebt wie sie ihn. Sie haben sich gegenseitig vorgelesen – Isherwoods *Leb wohl, Berlin* oder vielleicht *Der große Gatsby*, das sie schon kennt und er nicht – und Eis direkt aus der Packung gegessen. Sie waren entspannt, sie waren glücklich, sie waren geborgen. Ein Radio in ihrem Schlafzimmer auf der anderen Flurseite spielte Rhythm and Blues, und auf dem Foto hat er den Mund geöffnet, weil seine Freundin, die Frau, die auf den Auslöser drückte, mitsang und er gerade mit einfallen wollte.

Ursprünglich war das Foto anders. Die Freundin war mit im Bild, als Reflexion im Spiegel, über der Schulter des Mannes, die Kamera ans Auge gehoben. Sie war nackt, unscharf, verschwommen. Es war ein Porträt von ihnen beiden, damals, als Spiegelaufnahmen noch ungewöhnlich waren.

Ich mochte das Foto so. Sehr sogar. Doch irgendwann – wann genau, weiß ich nicht mehr, aber auf jeden Fall, bevor ich es das erste Mal ausstellte – änderte ich meine Meinung. Ich beschloss, dass es ohne mich besser wirkte. Ich entfernte mich aus dem Bild.

Ich bedauere das jetzt. Es war unehrlich von mir, das erste Mal, dass ich meine Kunst benutzte, um zu lügen, und ich möchte Marcus sagen, dass es mir leidtut. Alles. Es tut mir leid, dass ich ihm nach Berlin gefolgt bin und ihn dort zurückgelassen habe, allein in dem Foto, und dass ich nicht der Mensch war, für den er mich gehalten hat.

Obwohl es so lange her ist, tut es mir noch immer leid.

Es dauert lange, bis ich mich von dem Foto abwende. Ich mache solche Porträts nicht mehr. Heute fotografiere ich Familien, Connors Freunde, die zusammen mit ihren Eltern und jüngeren Geschwistern posieren, Aufträge, die ich über die Schule an Land ziehe. Ein Nebenverdienst. Woran nichts auszusetzen ist: Ich gebe immer mein Bestes, ich habe einen Ruf, ich bin gut. Ich werde zu Kindergeburtstagen eingeladen, um von den Partygästen Fotos zu schießen, die dann als Andenken per E-Mail verschickt werden. Ich habe auch schon mal Fotos auf einer Kinderparty gemacht, um Geld für das Krankenhaus zu sammeln, in dem Hugh arbeitet. Die Arbeit macht mir Spaß, ist aber reine Routine, kein Vergleich zum Fotografieren von Porträts wie dem da – sie ist keine Kunst, ein besseres Wort fällt mir nicht ein –, und manchmal fehlt mir das. Manchmal frage ich mich, ob ich das überhaupt noch könnte, ob ich noch das Auge habe, den Instinkt, genau zu wissen, wann ich auf den Auslöser drücken muss. Den entscheidenden Moment zu erkennen. Es ist lange her, seit ich das wirklich versucht habe.

Hugh findet, ich sollte wieder damit anfangen. Connor ist inzwischen älter und wird allmählich unabhängig. Wegen seines schwierigen Starts ins Leben haben wir beide uns voll darauf konzentriert, ihn zu umsorgen, doch er braucht uns nicht mehr so sehr wie früher. Ich habe jetzt mehr Raum für mich.

Ich werfe noch kurz einen Blick auf die anderen Bilder an den Wänden. Vielleicht fange ich wirklich bald wieder an. Ich könnte mich etwas mehr auf meine Karriere konzentrieren und trotzdem noch für Connor da sein. Es wäre machbar.

Ich gehe nach unten, wo ich mit Adrienne verabredet bin. Sie wollte eigentlich mit in die Ausstellung kommen, aber ich habe ihr erklärt, dass ich mir das Foto lieber allein anschauen würde. Sie war nicht gekränkt. »Wir treffen uns dann im Café«, hat sie gesagt. »Vielleicht können wir einen Happen essen.«

Sie ist schon da, sitzt mit einem Glas Weißwein an einem Tisch am Fenster. Sie steht auf, als sie mich kommen sieht, und wir umarmen uns. Sie redet bereits, ehe wir sitzen.

»Wie war's?«

Ich rücke mit meinem Stuhl näher an den Tisch. »Ein bisschen seltsam, ehrlich gesagt.« Adrienne hat schon eine Flasche Mineralwasser für mich bestellt, und ich gieße mir ein Glas ein. »Es fühlt sich nicht mehr wie mein Bild an.«

Sie nickt. Sie weiß, wie nervös ich vor dem Besuch der Ausstellung war. »Da oben hängen ein paar interessante Fotos«, sage ich. »Willst du sie dir noch ansehen? Später?«

Sie hebt ihr Weinglas. »Vielleicht.« Ich weiß, sie wird es nicht tun, aber das macht mir nichts aus. Sie kennt mein Foto, und die anderen interessieren sie nicht. »Cheers«, sagt sie. Wir trinken. »Du hast Connor nicht mitgebracht?«

Ich schüttele den Kopf. »Wäre eindeutig zu seltsam gewesen.« Ich lache. »Außerdem hatte er was vor.«

»Unterwegs mit seinen Freunden?«

»Nein. Hugh ist mit ihm ins Schwimmbad.«

Sie lächelt. Connor ist ihr Patenkind, und sie kennt meinen Mann fast genauso lange wie ich. »Schwimmbad?«

»Neuerdings. Hughs Idee. Ihm ist bewusstgeworden, dass er nächstes Jahr fünfzig wird, und ihm graut davor. Er will fit werden.« Ich stocke. »Hast du was von Kate gehört?«

Ich blicke nach unten auf mein Glas. Ich hatte die Frage nicht stellen wollen, nicht so früh, aber jetzt ist sie heraus. Ich weiß nicht, welche Antwort mir lieber ist. Ja oder nein.

Sie trinkt einen Schluck Wein. »Schon länger nicht mehr. Du?«

»Vor etwa drei Wochen.«

»Und ...?«

Ich zucke die Achseln. »Das Übliche.«

»Mitten in der Nacht?«

»O ja«, seufze ich. Ich denke zurück an den letzten Anruf meiner Schwester. Zwei Uhr morgens, für sie in Paris sogar noch später. Sie klang benebelt. Wahrscheinlich betrunken. Sie wolle Connor wiederhaben. Sie verstehe nicht, warum ich ihn ihr nicht zurückgeben will. Es sei nicht fair, und überhaupt sei sie nicht die Einzige, die Hugh und mich für selbstsüchtig und unmöglich hält.

»Sie hat bloß wieder die alte Leier von sich gegeben.«

»Vielleicht musst du einfach mit ihr reden. Wieder mal, meine ich. Wenn sie nicht so –«

»Wütend ist?« Ich lächele. »Du weißt so gut wie ich, dass das mit ziemlicher Sicherheit nichts bringt, und außerdem kann ich sie nicht erreichen. Sie geht nicht an ihr Handy, und wenn ich die Festnetznummer anrufe, kriege ich bloß ihre Mitbewohnerin, die mir nichts erzählt. Nein, sie hat sich entschieden. Nach all den Jahren hat sie auf einmal nur den einen Wunsch, sich um Connor zu kümmern. Und sie denkt, dass Hugh und ich sie aus rein egoistischen Gründen daran hindern. Sie überlegt nicht mal eine Sekunde, wie das für Connor wäre, was *er* will. Gefragt hat sie ihn jedenfalls nicht. Es geht wieder mal nur um sie.«

Ich verstumme. Adrienne kennt den Rest. Ich muss nicht ausführlicher werden. Sie weiß, warum Hugh und ich den Sohn meiner Schwester zu uns genommen haben, dass Kate jahrelang auch ganz glücklich mit der Situation war. Uns allen ist schleierhaft, warum sich das geändert hat.

»Kannst du nicht mal mit ihr reden?«, frage ich.

Adrienne holt tief Luft, schließt die Augen. Einen Moment lang denke ich, sie wird mir sagen, dass ich das selbst regeln muss, dass ich mich nicht immer an sie wenden kann, wenn ich Streit mit meiner Schwester habe. So oder so ähnlich hat mein Vater immer reagiert. Aber nein, sie lächelt bloß. »Ich versuch's.«

Wir bestellen unseren Lunch und essen. Wir sprechen über unsere gemeinsamen Freunde – Adrienne fragt, ob ich Fatima in letzter Zeit gesehen habe, ob ich von Alis neuer Stelle weiß, ob ich vorhabe, am Wochenende zu Dees Cocktailparty zu gehen –, dann sagt sie, sie müsse los, sie habe noch ein Meeting. Ich verspreche ihr, mich am Samstag bei ihr zu melden.

Auf dem Weg nach draußen kann ich mir einen Abstecher in den Museumsshop nicht verkneifen. Die Ausstellungsmacher wollten mein Foto von Marcus vorn auf den Katalog drucken, doch da ich auf ihre E-Mail nicht geantwortet habe, prangt da jetzt ein Bild von einem androgyn aussehenden Typen mit einem Lutscher im Mund. Ich habe auch nicht auf Interviewanfragen reagiert, was jedoch eine Zeitschrift – *Time Out*, glaube ich – nicht davon abgehalten hat, einen Artikel über mich zu bringen. Ich lebte »zurückgezogen«, hieß es darin, und mein Foto sei eines der Highlights der Ausstellung, ein »intimes Porträt«, »anrührend und zart« zugleich. Schwachsinn, hätte ich denen am liebsten geschrieben, tat es aber nicht. Wenn sie mich »zurückgezogen« haben wollen, dann bitte sehr.

Ich schaue mir erneut den Typen mit dem Lutscher an. Er erinnert mich an Frosty, und ich blättere den Katalog durch, ehe ich weiter zu dem Ständer mit den Postkarten gehe. Normalerweise würde ich ein paar kaufen, aber heute nehme ich nur eine, *Marcus im Spiegel*. Ich bin kurz versucht, der Frau an der Kasse zu sagen, dass es mein Foto ist, dass ich es für mich aufgenommen und dann jahrelang bewusst gemieden habe, jetzt aber froh darüber bin, dass es hier ausgestellt ist und ich die Gelegenheit habe, es wieder zu besitzen.

Aber ich tu's nicht. Ich sage nichts, murmele bloß ein »Danke«, stecke dann die Karte in die Handtasche und verlasse das Museum. Trotz der eisigen Februarluft gehe ich den ganzen Weg zu Fuß nach Hause – durch Covent Garden und Holborn, die Theo-

bald's Road hinunter Richtung Gray's Inn –, und zunächst muss ich immerzu an Marcus denken und an unsere Zeit in Berlin vor so vielen Jahren. Aber als ich die Roseberry Avenue erreiche, habe ich es doch geschafft, mich von der Vergangenheit zu lösen, und denke stattdessen darüber nach, was im Hier und Jetzt passiert. Ich denke an meine Schwester und gebe mich der Hoffnung hin, dass Adrienne sie zur Vernunft bringen kann, obwohl ich weiß, dass ihr das nicht gelingen wird. Ich werde selbst mit Kate reden müssen. Ich werde freundlich, aber bestimmt sein. Ich werde ihr sagen, dass ich sie liebe und sie glücklich sehen möchte, aber ich werde ihr auch vor Augen führen, dass Connor jetzt fast vierzehn ist und dass Hugh und ich alles getan haben, um ihm Halt zu geben und ein Leben in gesicherten Verhältnissen zu bieten, was jetzt keinesfalls gefährdet werden sollte. Ich muss ihr unbedingt begreiflich machen, dass alles am besten so bleibt, wie es ist. Zum ersten Mal gestatte ich mir den Gedanken, dass Hugh und ich uns vielleicht einen Anwalt nehmen sollten.

Ich biege um die Ecke in unsere Straße. Ein paar Häuser von unserem entfernt parkt ein Polizeiwagen, aber ich sehe, dass unsere Haustür offen steht. Ich falle in Laufschrift. In meinem Kopf ist schlagartig nur noch das Bedürfnis, meinen Sohn zu sehen. Ich stürze ins Haus, in die Küche, wo Hugh steht und mit einer Frau in Uniform redet. Mein Blick fällt auf Connors Badehose, die zusammen mit seinem Handtuch auf dem Heizkörper trocknet, dann wenden sich Hugh und die Polizistin mir zu. Im Gesichtsausdruck der Frau liegt eine perfekte, einstudierte Neutralität, und ich weiß, dass Hugh genauso aussieht, wenn er eine schlechte Nachricht überbringen muss. Mir wird eng in der Brust, ich höre mich selbst rufen, wie in einem Traum. »*Wo ist Connor? Hugh! Wo ist unser Sohn?*« Aber er antwortet nicht. Ich kann nur ihn allein im Raum sehen. Seine Augen sind aufgerissen. Ich weiß, dass etwas Schreckliches passiert ist, etwas Unbe-

schreibliches. *Sag's mir!*, will ich schreien, aber ich bringe keinen Ton heraus. Ich kann mich nicht rühren. Meine Lippen wollen keine Worte formen. Mein Mund öffnet sich, schließt sich wieder. Ich schlucke. Ich bin unter Wasser, ich kriege keine Luft. Ich sehe, wie Hugh einen Schritt auf mich zu macht, versuche, ihn abzuschütteln, als er meinen Arm packt, finde dann meine Stimme. »Sag's mir!«, flehe ich wieder und wieder, und endlich macht er den Mund auf und spricht.

»Connor geht es gut«, sagt er, aber mir bleibt kaum genug Zeit, um die Erleichterung wahrzunehmen, die mein Blut durchströmt, ehe er fortfährt: »Es tut mir leid, Schatz. Kate ist tot.«